

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1890-1891)

Artikel: Aus Madagascar
Autor: Lutz, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus Madagascar.

Unser Korrespondent, Herr J. Lutz, in Nossi Bé, reiste mit dem Dampfer »Amazone« am 6. März nach Diégo Suarez, wurde unterwegs fieberkrank (Influenza), fand aber am Ziel der Reise bei einem Geschäftsfreunde freundliche Aufnahme und Pflege, Ueber Diégo Suarez und die Rückreise von dort nach Nossi Bé schreibt er :

Diégo Suarez, an der prachtvollen gleichnamigen Bai gelegen, besteht aus zwei Dörfern an den beiden entgegengesetzten Ufern der Bucht; sie heissen Diégo und Antsirane. In Diégo finden wir nur den Spital nebst den Wohnungen einiger Offiziere und Staatsangestellten. Wichtiger ist Antsirane, das mit seinen 1800 Mann Truppen einen vollständig militärischen Anstrich hat. Die Kasernen liegen auf einer Anhöhe und nehmen sich mit den weiss bekalkten Aussenseiten und den roten Ziegeldächern ganz nett aus. Die Anwendung von Kalk scheint übrigens daselbst sehr billig zu stehen zu kommen; es soll in allernächster Nähe ein ganzer Berg dieses Bindemittels sich befinden, von dem Jedermann kostenlos seinen Bedarf herunterschauft. Auf dem gleichen Hügel wie die Kasernen finden wir nebst einigen einfachen Privatwohnungen die Residenzen des Truppenkommandanten und des Gouverneurs, zierliche, einstöckige Bauten, mit von eisernen Säulen getragenen luftigen Verandahs. Es wird fortwährend brav gebaut, aber nur militärische Anstalten. Das Städtchen selbst liegt am Ufer des Meeres und besteht zum grössten Teil aus einfachen, einstöckigen Holzhäusern mit Blechdächern, unter welchen die Hitze oft unerträglich wird und Kopfschmerzen mehr als zur Genüge verursacht. Die Billigkeit dieses Materials spielt eben eine grosse Rolle; auch wagen die Leute nicht, kostspieliger zu bauen, da sie für das Terrain nur eine provisorische Concession besitzen und die Regierung jederzeit nach Gutdünken darüber verfügen will. Eine breite, aber ungepflasterte, zu beiden Seiten mit Magazinen und Cafés eingefasste Hauptstrasse, sowie eine Anzahl schmaler, rechtwinklig laufender Nebenstrassen, durchkreuzen das Städtchen. Wehe dem, der nach einem gehörigen Regen dieselben zu passiren hat, er riskirt im Kot zu versinken, und seine Schuhe wiegen nach

einer solchen Fahrt ein paar Kilos mehr. Der Pflanzenwuchs ist gleich null; in der trockenen Jahreszeit sieht man nichts als Sand und Felsen, während in den Regenmonaten etwas struppiges Gras zum Vorschein kommt.

Von einem eigentlichen Geschäft kann in Diégo Suarez nicht gesprochen werden; es gibt keine Eingebornen, die vom Innern kommend, Produkte bringen und dafür Waren in Tausch nehmen. Der ganze Consum beschränkt sich somit auf die Bedürfnisse der weissen und schwarzen Einwohnerschaft, so dass Lebensmittel und Getränke, wie Wein, Absinth, Wermuth, Tabak, Conserven etc. die Hauptrolle spielen. Es sind ausschliesslich Creolen und Franzosen, die sich mit diesem Handel abgeben. Textilartikel, Nouveautés, Haushaltungsgegenstände u. s. w. verkaufen sich nur in geringen Quantitäten und werden hauptsächlich von Indiern importirt; grössere europäische Firmen fehlen gänzlich. Diégo Suarez ist Freihafen, immerhin wird auf Spirituosen ein gesalzenes Octroi erhoben.

Als ich von meiner Krankheit wieder so weit hergestellt war, dass ich, allerdings mit einem halbwirren Kopf und am ganzen Körper zitternd, auf den Beinen stand, ging ich meinen Geschäften nach, die ich in 1¹/₂ Tagen so ziemlich erledigte. Dann hiess es an die Heimreise denken, und aus den verschiedenen Ausflügen in die Umgebung, die ich ebenfalls in mein Programm aufgenommen hatte, wurde nichts. Die leidige Influenza hatte alle meine freie Zeit und noch etwas mehr absorbiert. In Ermanglung einer günstigen Gelegenheit zur See entschloss ich mich für den Landweg per Tragbahre, bestehend aus zwei parallel laufenden Stangen von circa 4 Meter Länge, mit einem einfachen Stuhl in der Mitte und einem an Stricken befestigten Fusschemel. Ich brauchte 12 Mann zu meiner Beförderung und zum Transport des Gepäcks, da auf so langen Strecken eben Abwechslung eintreten muss. Sie verlangten anfänglich Fr. 35 per Kopf, um mich an die Küste zu bringen, doch brachte ich es nach langem Markten auf Fr. 25 herunter, was immerhin noch die schöne Summe von Fr. 300 für den Transport zu Lande ausmachte, ungerechnet die Nahrung, Trinkgelder etc. Es waren Prachtkerls an Grösse und Ausdauer, zum Teil Hovas, zum Teil Malgachen, die aber wie alle Eingeborenen auf Raststationen und häufige Mahlzeiten sehr viel hielten und auch des abends gern bei Zeiten ihr Tagewerk einstellten. Eines schönen Morgens fuhr ich, obwohl nichts weniger denn kurirt, mit dieser Mannschaft ab, um nach einer 4tägigen Tour die er-

sehnte Küste zu erreichen. Ich litt namentlich an einem äusserst schmerzhaften Husten und einem heftigen Katarrh. Meine, von Jedermann geteilten Befürchtungen, durch häufige Regengüsse durchnässt und am Vorwärtskommen gehindert zu werden, erwiesen sich zu meiner nicht geringen Freude als grundlos. Es fehlte allerdings nicht an einigen kleinen Gewittern mit bescheidenen Regenschauern, aber im Allgemeinen hat mir die Hitze mehr zugesetzt, als das himmlische Nass. Kam es, dank meines grossen Korkhutes, zwar nicht zu einem regelrechten Sonnenstich, so hatte ich doch Gelegenheit, meine Hände gehörig zu verbrennen. Sie waren rotbraun, wie diejenigen eines Indianers, und sind gegenwärtig in der Häutung begriffen.

Die durchreisten Gegenden sind im ganzen sehr monoton und bilden, wenigstens zum grössten Teil, ein wellenförmiges Hochplateau. Wälder sind selten, meistens durchqueren wir tropischen Pflanzenwuchs, an dem sich Ochsenherden ergötzen und fett werden. Wir trafen alle Augenblicke grössere oder kleinere Truppen von 20—200 Stück dieser gehörnten Fleischlieferanten an, die von zartem Gras, Heu und Emd, wie man unserm Rindvieh in der Schweiz vorsetzt, noch keinen Hochschein haben; dafür kennen sie auch keine Stallkette, sondern leben das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel, haben ihre ausgedehnten Weideplätze, werden höchstens von einem kleinen Negerjungen überwacht und bei einbrechender Nacht in eine Umzäunung getrieben. Der Bedarf an diesen Wiederkäuern wird sich in nächster Zeit ganz bedeutend vermehren, da sich in Diégo Suarez eine Gesellschaft (La Grainerie Française) mit einem Kapital von 10 Millionen Franken etablirt hat und beabsichtigt, die Ochsen Schlächterei im Grossen zu betreiben. Die Gesellschaft gedenkt, täglich 100—150 Tiere zu töten, um daraus Fleischkonserven für die französische Armee zu fabriziren, wofür sie sich die Lieferung gesichert hat. Die nötigen Bauten schreiten rasch vorwärts, die Maschinerien sind zum grossen Teil angekommen und ausgedehnte Concessionen sind dem Unternehmen von der Colonialregierung bewilligt worden. In diesem grossartig angelegten Etablissement geht auch nicht ein Haar verloren. Die Häute werden an Ort und Stelle selbst zu Leder verarbeitet; aus Knochen, Fleischabfällen und Mist wird ein künstlicher Dünger bereitet, der von den Besitzern der magern Zuckerpflanzungen, für Gemüsegärten etc. gewiss zum grossen Teil gerne schon hier gekauft wird. Der bei der Conservenfabrik übrig gebliebene Dampf

wird zum Betrieb einer Sägerei verwendet, wozu sich die Gesellschaft die Ausnützung grosser Wälderstrecken gesichert hat, und treibt zugleich eine Maschine zum Enthülsen von Reis. Die Spreu, die dabei abfliegt, dient wiederum zum Mästen von Schweinen, wovon circa 1000—1200 Stück in den weiten Stallungen Unterkunft finden, und so geht's weiter; alles ist praktisch und mit Fachkenntnis angelegt. Es ist sicher, dass dieses Etablissement Leben und Verdienst ins Land bringen wird, aber ein Nachteil ist auch damit verbunden, und der besteht in den erhöhten Fleischpreisen, welchen wir durch diesen kolossalen Verbrauch von Schlachtvieh zu erwarten haben. Selbst Réunion, das seinen Bedarf an Rindern hauptsächlich in Madagascar deckt, wird die Folgen hiervon zu spüren bekommen, obschon die Fleischpreise dort jetzt schon den europäischen ziemlich nahe kommen, bei viel geringerer Qualität.

Von Kultur ist auf der ganzen Route nichts zu sehen, ausgenommen einige ganz unbedeutende Zucker- und Maispflanzungen. Ueberall herrscht Totenstille, selbst in den Dörfern scheinen die Leute vom Nichtstun zu leben. Die Träger gehen immer in ganz gemächlichem kurzem Schritt und lösen sich alle Augenblicke ab, so dass es zum müde werden gar nicht kommen kann. Von Strassen ist in diesen Gegenden keine Rede; es gibt nur schmale Fusswege, die zu entdecken es oft einer feinen Spürnase bedarf. Bald geht es durch mannshohes, stechendes Gras; Flüsse sind wenigstens ein Dutzend zu überschreiten, Abhänge und Aufstiege aus roter, schlüpfriger Erde, vor denen einem graust, wiederholen sich in kurzen Zwischenräumen, werden aber von den Trägern mit einer Leichtigkeit überwunden, die Staunen erregend ist. Beim Anblick all dieser Schwierigkeiten habe ich mich oft gefragt: ist es möglich, da hinunter über den reissenden Bach und auf der andern Seite wieder hinaufzukommen, und trotzdem hat auch nie ein Träger nur gestrauchelt. Ein tüchtiger Atemzug war das einzige Zeichen von Zufriedenheit, wenn die Höhe endlich erklommen war. Meine Diener, weniger an diese Touren gewöhnt, nahmen allerdings von Zeit zu Zeit ein unfreiwilliges Bad oder rutschten einen halberklommenen Aufstieg in schnellem Tempo wieder hinunter. Gegen Mittag machten wir gewöhnlich eine circa zweistündige Pause zum Essen in irgend einem Eingebornendorf und abends gegen 5 oder 6 Uhr hielten wir zur Nachtruhe wiederum an, um am nächsten Morgen gegen 6 Uhr die Reise fortzusetzen. Die Mannschaft ass

Reis, Fleisch und Hühner, was sie unterwegs erwischen konnte, für mich Kranken bildeten während der 4tägigen Landreise einige Eier, ein paar Maiskolben und etwas Biscuits die einzige Nahrung, und selbst um dieses wenige hinunterzuspülen, musste ich mir allen Zwang antun. Wein konnte ich nicht ertragen; stark mit Wasser verdünnter Cognac erfrischte mich einigermaßen. Die Dörfer, durch die wir zogen, ungefähr ein Dutzend an der Zahl, sind alle mehr oder weniger auf einer Anhöhe gelegen, und gleichen sich, obschon in Grösse verschieden, wie ein Ei dem andern. Sie alle bestehen aus unregelmässig nebeneinandergebauten, rechteckigen, aus Bambusrohr oder dem Schaft von Palmzweigen erstellten Hütten mit zweikantigem Strohdach. Eine solche Baute nahm mich jeden Abend nach bereitwilligst gegebener Bewilligung seitens des Dorfhäuptlings zur Nachtruhe auf; aber an Möbeln war kein Ueberfluss; den nackten Fussboden deckte höchstens und nicht immer eine Strohmatten. Mein guter alter Ueberzieher diente mir dabei als Matratze, irgend ein Gepäckstück ersetzte das Kopfkissen und eine mitgeschleppte Decke schützte mich einigermaßen vor Fieberfrösten. Anfänglich fand ich dieses Lager etwas hart, doch mit der Zeit wurde ich an dasselbe gewöhnt und war schliesslich froh, wenn nur nicht vor dem Schlafengehen in meinem Raume gekocht und dadurch ein unausstehlicher Rauch und wenig angenehme Gerüche verbreitet wurden. Mosquitos leisteten mir gewöhnlich, mehr als mir lieb war, Gesellschaft und vereitelten manche schöne Träume von der Heimat, von guten Geschäften und andern angenehmen Dingen. Die Leute, meistens Malgachen, waren gutmütig, aber faul im höchsten Grade. Nie sah ich einen Mann an irgend einer Arbeit, Frauen höchstens beim Reisstampfen, was bei dem ewigen Hunger dieser Leute erklärlich ist. Einige Male wurden mir selbst Eier und Hühner zum Geschenke gemacht, doch kamen solche Beweise von Gastfreundschaft nicht gerade billig zu stehen, weil noblesse oblige. Die meisten dieser Dörfer sind mit Pallisaden umgeben, und der Reisende wird bei seiner Ankunft von einer Unmasse heulender Hunde begrüsst, die aber sofort auskneifen und aus sicherer Entfernung bellen, sowie man nur mit einem Stock oder einem Kieselsteine die leiseste Drohung macht.

Am Abend des vierten Tages setzte man mich in dem Küstendorfe Tsara Itsaka ab, von wo aus eine 36stündige Reise zu Wasser nach der Insel Nossi Fali führte. Das Fortbewegungsmittel war

eine mit Segel versehene Piroque (ausgehöhlter Baumstamm). Nach einer kurzen Ruhepause machten wir uns auf den Weg, gegen 8 Uhr abends, zuerst während circa 3 Stunden einen breiten, von Urwald eingefassten Fluss hinunter, dem offenen Meere zu. Gleich am Anfang der Fahrt bemerkten wir jedoch, dass das Fahrzeug, weil längere Zeit ausser Gebrauch, viel Wasser machte. Man ging deshalb ans Land und verlegte sich auf's provisorische Verstopfen der gefährdeten Stellen, was mehrere Stunden in Anspruch nahm. Selbstverständlich wurde diese Pause wieder zum Abkochen benutzt, denn ein Neger lässt nie eine Gelegenheit zum Bauchfüllen unbenützt vorübergehen. Ich versuchte, auf ebener Erde zu schlafen, aber es gelang nicht, trotz des Rauch verbreitenden Feuers, das in meiner Nähe brannte. Die Mosquitoheerden schienen sich über diese Vorsichtsmassregeln nur lustig zu machen und bearbeiteten mein Gesicht nach der vom Vater auf den Sohn übergegangenen Weise. Der Himmel bot ein glänzendes Farbenspiel: in das klare Blau desselben mischten sich dunkelgraue Wolken, und der Horizont erglänzte in gelb und rot, groteske Formen bildend, doch machten mir meine Plagegeister zu viel zu schaffen, als dass ich mich mit diesem Naturschauspiel hätte ernsthafter beschäftigen können. Gegen Mitternacht fuhren wir endlich weiter, und ich bemühte mich, so gut es in dem eng begrenzten Raum möglich war, durch einen sanften Schlummer die Reisedauer etwas abzukürzen, doch erreichte ich meinen Zweck nur nach mehrmaligem Winden und Drehen. Während der Nacht war uns der Wind entgegen; wir machten nur ganz unbedeutende Fortschritte und ankerten am folgenden Morgen gegen 8 Uhr an einem andern Fleck der Madagascarküste, da wir wegen niedrigem Wasserstande nicht weiter fahren konnten. Wir wateten hierauf während einer guten Viertelstunde durch seichtes Wasser ans Land, wo ich unter einem schattigen Baum die zusammengeschrumpften Glieder etwas reckte und meinen gerösteten Maiskolben ass. Die Mannschaft nahm natürlich wieder ihren Kochtopf zur Hand und bereitete sich ein nach ihrem Sinne schmackhaftes Morgenessen. Gegen Mittag entschlossen sich endlich die Herren zur Wiedereinschiffung, aber keine lustige Brise stellte sich ein, dafür aber Donner und Blitz, trüber Nebel und fröstelnder Regen, so dass unsere Hoffnung, noch am gleichen Abend Nossi Fali zu erreichen, zu Wasser wurde. In gebückter Stellung, auf hartem Lager suchte ich mir die Zeit so gut es ging mit Lektüre zu vertreiben. Gegen 11 Uhr nachts

gingen wir auf's neue vor Anker und zündeten am Ufer ein grosses Feuer an, in dessen Nähe ich meine aus dem Ueberzieher und der Decke improvisirte Lagerstätte aufschlug. Ich war jedoch über diesen neuen Unterbruch nichts weniger denn ärgerlich, sondern freute mich vielmehr, unter freiem Himmel meine Gliedmassen wieder nach Herzenslust ausstrecken zu können. Um 4 Uhr morgens weckte mich meine Dienerschaft aus meinen Träumen und gegen 9 Uhr erreichten wir glücklich Nossi Fali, wo ich beim Residenten der französischen Regierung einen liebenswürdigen Empfang fand. Er offerirte mir ein gutes Glas Wein, dann eine kräftige Suppe, eine wahre Wohltat für Jemand, der während 6 Tagen nichts Warmes genossen hat und nachher als bestes, sein gutes Bett. Ich kann nicht beschreiben, mit welchem Wohlbehagen ich darin bis 7 Uhr abends schlief nach so vielen Entbehrungen; dann Appell zu einer neuen Auflage von vortrefflicher Suppe und gutem Wein. Eine halbe Stunde später lag ich wieder unter meinen Decken und zwischen einem halben Dutzend Kissen bis 3 Uhr morgens; dann ging's in einer neu gemieteten Piroque heimwärts. Wind und Wetter waren günstig, und um 8 Uhr sass ich wieder seelenvergnügt in meinem Bureau, leidend zwar und abgemattet, aber doch froh über die glücklich abgelaufene Reise.

P. S. In Nossi Bé ist alles krank; Fieber, Husten und Katarrh beherrschen das Terrain; die Influenza kommt.

